



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kaemmel, Otto: Auf rätischen Alpenstraßen : (Fortsetzung). 2

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gerichtet werden, sodaß nur die diese Prüfung abzulegen hätten, die später in den Dienst der Verwaltung übernommen werden wollen. Ob dagegen die Verlängerung der Studienzzeit wirklich notwendig ist, erscheint doch sehr zweifelhaft. Wer sechs Semester ausnutzt und arbeitet, wird bei normaler Begabung die nötigen juristischen und staatswissenschaftlichen Kenntnisse erwerben können, wer aber sechs Semester bummelt, wird sich freuen, noch ein siebentes Bummelsemester geschenkt zu erhalten. (Schluß folgt)



## Auf rätischen Alpenstraßen

Von Otto Kaemmel

(Fortsetzung)

2



n einem Lande von einer so reichen und wechselvollen Geschichte wie Graubünden zu reisen, hat ein um so größeres Interesse, je großartiger die Gebirgswelt ist, die es umschließt, und die allein weitaus die größte Masse der Reisenden anlockt. Ihr Ziel ist fast immer das Engadin; durch das Vorland eilen sie flüchtig hindurch, die alten, früher so belebten Paßstraßen sind bis auf einige wenige, die nach dem Engadin führen, verödet und vermitteln nur noch einen sehr geringen Warenverkehr, da dieser selbst auf weiten Umwegen die Eisenbahnen bevorzugt. Und doch bietet der Weg das Rheintal hinauf überhaupt den schönsten Eintritt in die Alpenwelt der Schweiz. Denn er führt entweder um den Bodensee herum über Bregenz oder von der Inselstadt Lindau aus in kurzer Fahrt nach Norschach über das „Schwäbische Meer,“ das noch im vierten nachchristlichen Jahrhundert, nach dreiundeinhalb Jahrhunderten römischer Herrschaft, „unzugänglich war durch den Schrecken starrender Wälder, außer da, wo die alte besonnene römische Tüchtigkeit eine breite Straße gebaut hat“ (Ammian. Marc. XV, 4, 2). Wie anders heute, wenn von der „Römerschanze“ am Hafen von Lindau aus gesehen, das noch einen alten „Römerturm“ am andern Ende der Stadt besitzt, sich unter klarem Himmel der bald lichtgrüne, bald tiefblaue, in fortwährend wechselndem Farbenspiel schimmernde breite Seespiegel entfaltet, der sich nach Westen userlos ausdehnt! Da heben sich über der nahen blaugrünen Bergkette vom Pfänder bis Romanshorn hin und über dem hellschimmernden Bregenz, das in seinem ältesten Stadtteil, dem Hügel von Alt-Bregenz, noch das regelmäßige Viereck des Römerkastells Brigantium bewahrt, im feinen Blaugrau zur Linken die zackige Kette der Vorarlberger Alpen mit der schneebedeckten Scesaplana am Ende, zur Rechten die kühnen Spitzen der Säntisgruppe, und mitten inne öffnet sich hinter niedrigem, grünem Vorlande das breite Rheintal, die natürliche Straße nach dem rätischen Hochgebirge, dessen zackige Formen sich bei hellem Wetter schon am Horizont vom Himmel abzeichnen.

Schlanke Dampfer mit den Flaggen aller Uferſtaaten ziehn lange Rauchwimpel durch die Luft und weißſchäumende Furchen durch die ſchimmernden Fluten des Sees, rieſige Trajektſchiffe mit ganzen Laſtzügen an Bord ſchwimmen langſam nach Bregenz oder Lindau oder Norkſchach, ſeemäßig gebaute Segler, mit Ziegeln oder Bauholz beladen, bieten ihre großen Raafegel dem Winde, weiße Möwen flattern über dem hellen Sandſtrande des Rheindeltas. Die alte Römerſtraße führte von Bregenz aus am Rande des Gebirgs, alſo auf dem rechten Rheinufer, nach dem Süden; aber eine zweite Linie ging ſeit dem frühen Mittelalter von Norkſchach aus, das 947 Markt- und Münzrecht erhielt, auf dem linken Ufer ebenfalls am Rande des (Appenzeller) Gebirgs hin. Das breite Tal des Fluſſes ſelbſt, deſſen Regulierung noch heute nicht vollendet iſt, war damals vermutlich größtenteils verſumpft und beſtändig Überſchwemmungen ausgeſetzt. Noch heute überwiegen Wiefen und Sumpfstrecken zwiſchen kleinen Gehölzen und Obſtbäumen das Ackerland, die Ortſchaften liegen faſt alle am Rande, und über ihnen ragen die Burgen, die einſt die Straßen deckten und beherrſchten. Heute ziehn neben ihnen zwei Eiſenbahnen, die öſterreichiſche von Bregenz aus am rechten, die ſchweizeriſche von Norkſchach aus am linken Talrande, die ſich ſchließlich bei Buochs vereinigen. Denn hier bei Buochs beginnt ſich das Tal zu verengen, die Gebirgsränder werden höher; auf der weſtlichen Seite ragt über Buochs auf iſolirtem Fels Schloß Werdenberg auf, der Stammsitz der Grafen von Werdenberg-Sargans, ſchräg gegenüber ſchimmert das Schloß Liechtenſtein an der Bergwand hoch über dem Städtchen Vaduz. Endlich ſchwindet die Breite des Rheintals zwiſchen der Felswand des Fläſcher Berge rechts und den Abſtürzen des mächtigen kahlen Gonzen links auf die Strecke von kaum einem Kilometer zuſammen, eine ſchmale Enge, die früher ſicherlich völlig verſumpft und ungangbar war. Deſhalb führt auch die alte Straße von Bregenz her nicht im Tale, ſondern ſie überſchreitet mit dem Luzienſteig, der nach dem Apoſtel Rätians und dem Patron des Domes von Chur heißt, den Sattel zwiſchen dem Fläſcher Berge und den grauen Felſenſchroffen des zackigen Falknis. Um dieſen Punkt iſt immer gefochten worden, wenn ein Feind von Borarlberg in Graubünden eindringen wollte oder umgekehrt; noch im März 1799 eröffneten hier die Franzoſen den zweiten Koalitionskrieg, indem ſie den Luzienſteig von Nymoos im Rheintale her im Rücken ſaßen und die Öſterreicher nach Chur hin zurückwarfen, und im Dreißigjährigen Kriege, als der Beſitz der Graubündner Pässe der Preis des Kampfes zwiſchen den Franzoſen und den Öſterreichern war, ſpielte der Luzienſteig eine große Rolle, ebenſo im Schweizerkriege von 1499. Ob er noch heute ſeinem alten Zwecke dienen würde? Wenn man die Straße von Mayenfeld, alſo von Süden, die zuletzt durch ſchönen Wald führt, heraufkommt, ſo ſieht man auf der Paßhöhe nur das Wirtshaus; die Feſtung liegt etwa einen Kilometer entfernt weiter abwärts. Sie kehrt ihre Front, ein Kronwerk, zwei Halbbaſtionen mit der Kurtine dazwiſchen, hinter einem trocknen Graben nordwärts und beherrſcht die ſich hier im Bogen ſenkende Straße nach Feldkirch vollſtändig; die Kehle wird durch Blockhäuſer mit Reihen von Gewehrſchießarten geſchloſſen, die an den beiden Abhängen hinaufſteigen, auch weiter oben ſieht man noch Mauern und Türme, rechts und links ſtehn

Kasernen und Verwaltungsgebäude. So bedecken die Werke die ganze Breite des Tals und sperren die Straße völlig, die durch ihre offenen beiden Tore mitten hindurch führt, aber alles sieht jetzt äußerst friedlich aus, nicht einmal ein Wachtkommando liegt dort, und die Straße ist wenig belebt, da sich der Verkehr nach dem Tale gezogen hat. Die Festung hat also ihre alte Bedeutung wohl eingebüßt und würde auch von Mayenfeld aus in der Kehle gefaßt werden können, deren Blockhäuser der heutigen Artillerie schwerlich lange standhalten würden.

Hinter der Enge am Glächer Berge erweitert sich das Rheintal wieder, und im Westen öffnet sich das breite Tal der Seez nach dem Walensee, dem „Römersee“ hin. Hier zog die römische Straße weiter nach dem Züricher See, diesen und die Limmat hinab nach Aquae (Baden) und dem großen Legionslager Vindonissa (Windisch) auf der Landspitze zwischen Reuß und Aare und weiter nach Augusta Rauracorum, dem heutigen Kaiser-Augst bei Basel, der ältesten römischen Kolonie dieser Länder (27 v. Chr.). Es war die eine der beiden großen römischen Hauptlinien von Italien nach dem obern Rhein. Sie blieb die bevorzugte Verbindung auch im Mittelalter, schon weil sie auf längern Strecken den bequemen Wasserweg bot, den auf dem Walensee schon im neunten Jahrhundert königliche und bischöfliche Schiffe von Chur benutzten, sie ist heute eine internationale Verkehrsstraße nach dem Ober-Engadin geworden, die jetzt der „Engadin-Express“ von London und Antwerpen her befährt, und seltsam genug nimmt es sich aus, wenn auf dem kleinen Bahnhofe von Sargans die großen, eleganten vierachsigen Wagen mit den Schilbern London-Coire, Antwerpen-Coire, Köln-Chur usw. vorfahren, während auf diese höchst moderne Erscheinung die mittelalterliche Burg Sargans von ihrem hohen Felsen herabschaut, die alte, in ihrem Ursprunge wohl schon römische Hüterin dieses Knotenpunkts, denn auch die Römerstraße, von der hier noch Reste vorhanden sind, lief am Nordabhange des Tales hin. Auf einem Ausläufer des mächtigen Gonzen, der nach drei Seiten hin steil abfällt, nur auf der nördlichen mit dem Massiv des Berges verbunden ist, steigt die Burg aus Weingärten auf. Der alte steile Weg geht von dem Städtchen in Zickzackwindungen empor, sodas der Angreifer die rechte schildlose Seite der Burg zuzehren mußte, der neue kommt bequemer von der andern Seite. Hier haben seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Grafen von Werdenberg-Sargans gesessen, dann 1459 bis 1798 die Landvögte der acht „alten Orte,“ die die Grafschaft als Untertanenland regierten; hundert Jahre später, 1899, erwarb die Gemeinde Sargans in merkwürdiger Umkehrung der Verhältnisse Schloß und Herrschaft und stellte die Burg mit Geschick und Geschmack ungefähr so wieder her, wie sie um 1500 gewesen sein mag. Bei mittelalterlichen Burgen erstaunt man immer wieder über die Kleinheit und die Enge der Verhältnisse, mit denen sich mittelalterliche Herrengeschlechter im Interesse ihrer Sicherheit beholfen haben; denn auf diese und auf die Verteidigung mit möglichst geringen militärischen Mitteln, mit ein paar Duzend Leuten, war alles berechnet, und darum eben war später der Adel den volkreichen Städten militärisch nicht mehr gewachsen. Man betritt die Burg durch das Tor an der Westseite, das durch ein ziemlich umfangreiches Vorwerk ge-

schützt ist. Um den Hof gruppieren sich der einfache Palas, das Wohngebäude mit dem einzigen Tor, der mächtige, viereckige, in fünf Stockwerken aufsteigende Bergfried, der Hauptturm (Donjon), und einige Nebengebäude; nur auf einer Seite schließt eine Zinnenmauer den Hof. Die vertäfelte „Herrenstube“ enthält jetzt eine einfache Wirtschaft, daran schließen sich die wenigen Wohnräume, von denen das Zimmer der Gräfin Agnes (gestorben 1504) besonders anheimelnd und behaglich ausgestattet ist, die Küche mit mächtigem Herd und Kamin und die kleine Burgkapelle; im zweiten Stock liegt der ansehnliche Rittersaal, dessen Deckbalken die bunten Wappen der 181 eidgenössischen Landvögte tragen, die aller zwei Jahre wechselten, und von unverwüftlicher Solidität ist der Dachstuhl des Palas aus Balken von Lärchenholz. Ein nach unsern Begriffen sehr bescheidner Herrnsitz, aber doch ein Herrnsitz auch der Lage nach, denn von hier aus schweift der Blick über das breite grüne blühende Tal der Seez, das Rheintal hinauf nach seinen zackigen Gebirgswänden und empor zu den grauen, kahlen Felsenschroffen des Gonzen, die aus dunkeln Wäldern emporsteigen, während aus größerer Entfernung von Nordosten her die Felsenzacken und Schneefelder der Drei Schwestern herübersehen.

Weiterhin beherrscht am rechten Ufer der scharfe Felsenkamm des Falknis das hier etwa eine Stunde breite Tal; auf dem linken erscheint unter den ausgedehnten Trümmern der schon 1437 gebrochenen Burg Freudenberg, die auf einem flachen Hügel wieder mitten in Weingärten thronend die linksseitige Uferstraße deckte und nordwärts den Blick nach dem Gonzen und der grauen Felsenmauer der Churfürsten am Nordufer des Walensees gewährt, an der steilen, laubwaldbedeckten Bergwand im Grün seiner Gärten das Weltbad Ragaz. Zu beiden Seiten der Tamina, die grauweiß schäumend aus enger Felsengasse wie durch ein Tor in die Talebene herausströmt, breitet sich das jetzt stadttähnlich gewordne Dorf mit seinen Hotels, Villen, Kurhäusern und Badeanlagen aus, das erst seit 1838 das viel ältere Bad Pfäfers in den Hintergrund gedrängt hat, aber von dorthier sein Thermalwasser aus Röhrenleitungen empfängt. Nach Bad Pfäfers führt jetzt die schöne „Badestraße“ in etwa einer Stunde längs des tobenden Alpenbachs zwischen hohen, schroffen, zuweilen fast überhängenden dunkelgrauen, narbenbedeckten Felsmauern, an denen weiter hinauf kein Baum mehr haftet. Vom Hintergrunde schaut das kahle Felshaupt des Calanda herein. Man geht hier während der Vormittagsstunden fast durchweg im kühlen Schatten, auch wenn über dem Rheintale die brennende Sonnenglut eines heißen Sommertags liegt, und man glaubt zunächst, daß die grauen Felsränder, die nach oben den Blick begrenzen, die höchste Einrahmung des ganzen Tals seien, während doch darüber die grünen Matten und Wälder noch mehrere hundert Meter bis an den Fuß der Felsberge hinaufsteigen. Wo die Talwände so eng zusammenrücken, daß sie es abzuschließen scheinen, hängen in der Schlucht die Gebäude des Bades Pfäfers auf grauem Marmorfelsen über der Tamina, da wo diese in donnernden, sprühenden Kaskaden aus dem unheimlichen Schlunde herausbricht, dessen riesige überhängende Wände nur einen schmalen Streifen des Himmels freilassen und ganz oben aneinanderstoßend ein förmliches Gewölbe bilden, eine echte „Klamm.“ Dort an der schauerlichsten Stelle, in die

niemals ein Sonnenstrahl fällt, wo das Brausen der Tamina jedes Wort überflöt, brechen neben dem Flußbett und von ihm ganz unabhängig die warmen Quellen mit einer Temperatur von 30 Grad Reaumur aus einem Querspalt, der das Bett der Tamina durchsezt, hervor. Sie sind jetzt unterirdisch gefaßt und nur durch einen wasserdampferfüllten Stollen zugänglich. Jahrhundertlang, nachdem ihre Heilkraft um 1212 entdeckt worden war, wurden sie inmitten des tiefen Felsentessels in Badeteiche geleitet, zu denen die Leidenden von oben an Stricken hinabgelassen wurden; noch erinnert ein Kreuz an der Felswand, daß hier auch Ulrich von Hutten gebadet hat (1523). Erst später erbaute der Abt Jakob von Pfäfers, nachdem er die Quellen 1535 durch Theophrastus Paracelsus hatte untersuchen lassen, an der östlichen Felswand der Tamina-schlucht hinab eine Holzterappe, und sein Nachfolger Jodocus errichtete um 1630 vor der Schlucht ein großes Badehaus an der Stelle des jetzigen, das erst 1704 erbaut worden ist und trotz der Einsamkeit in der düstern Talenge zwischen hochauftrebenden Felswänden, in die auch im Sommer nur wenig Stunden des Tages der Sonnenschein fällt, noch stark benutzt wird, weil es bescheidnere Anforderungen stellt als das internationale Nagaz.

So verdankt dieses moderne Weltbad im Grunde einem mittelalterlichen Kloster seine Existenz. Das Benediktinerstift Pfäfers (Zavares) zu St. Marien liegt hoch oben über der Tamina, mehr als dreihundert Meter über der Sohle des Rheintals (822 Meter) auf dem schroffen Abfalle des Randgebirges. Erst im Jahre 1838 aufgehoben, ist es seitdem in die Landesirrenanstalt des Kantons St. Gallen verwandelt worden. Die langgestreckten Gebäude entbehren aller charakteristischen Außenarchitektur; nur die Kirche zeigt ein schönes Renaissanceportal. Zu seinem Schutze und zur Beobachtung des Rheintals erbaute das Kloster 1206, als der große Kampf um die Krone Deutschland wieder zerriß, auf einem isolierten Vorsprunge die Burg Wartenstein, die dann in veränderter Zeit seit dem sechzehnten Jahrhundert abgebrochen und zur Ruine wurde. Ihren Namen trägt jetzt ein Pensionshotel auf der steilen Bergwand über Nagaz, zu dem eine Drahtseilbahn hinaufführt. Von dort aus gesehen liegt das Rheintal und seine Umgebung wie aus der Vogelschau betrachtet ausgebreitet: tief unten die grüne Talsohle, durch die der wilde Alpenstrom ehemals in vielgewundnem Geröllbett floß, jetzt gebändigt durch Steindämme in ziemlich gerader Linie dahinfließt, aber immer noch in rascher, wirbelnder, grauweißer Strömung und breite Kiesbänke bald rechts, bald links freilassend. Auf beiden Seiten jenseit der Dämme und in den gewundnen Altwässern breitet sich eine dichte, sumpfige Wildnis aus. Nur hier und da schimmert der Stromspiegel auf, bis er hinter der Biegung am Fläscher Berge nordwärts ganz verschwindet. Dort schließen die Churfürsten und der Gonzen das Bild; wie ein Kinderpielzeug erscheint an seinem Fuße die hohe Burg Sargans, und nicht anders die weißen Ortschaften des Tals; in der ganzen Alpenwelt gilt überhaupt das Wort: „Tand, Tand ist das Gebild von Menschenhand.“ Gegenüber ragt mächtig, höher emporkwachsend als vom Tale aus gesehen, in steilen, zerrissenen Abstürzen der Falknis auf, und ihm sich anschließend die Berge des Prätigaus; langsam steigt die Talsohle in Wiesen, strotzenden Maisfeldern, Obstpflanzungen und Wäldern

nach ihrem Fuße an, und dort, nicht am Rheine, liegen die Ortschaften: Fläsch am Fuße des Fläscher Berges, wie begraben in Obstgärten und Nußbäumen, Mayensfeld, Senins, Malans, die Sommerresidenz des Bischofs von Chur, unter der Burg Montfort. Alles, was drüben liegt, ist schon Graubündner Boden; der Rhein bildet vom Fläscher Berge bis zur Einmündung der Landquart die Grenze.

Hier war bei Mayensfeld der wichtigste Flußübergang zwischen Chur und dem Bodensee; denn hier, bei der Station Magia, zweigte sich schon in römischer Zeit von der rechtsufrigen Straße nach Bregenz die Straße nach dem Walensee, Zürich (Turicum) und Vindonissa, also nach dem linken Ufer ab und überschritt den Rhein auf einer Fähre, die während des ganzen Mittelalters bestand; hier war deshalb auch eine wichtige Zollstation. Hier setzt heute die Eisenbahn nach Chur auf einer starken, bedeckten Holzbrücke über den Fluß, etwas weiter oberhalb eine steinerne Straßenbrücke, die am rechten Ufer am ersten Pfeiler das Wappen von St. Gallen, das altrömische Rutenbündel mit dem Beil und darauf das Kreuz, aufweist, auf dem linken Ufer am letzten Pfeiler den springenden Steinbock Graubündens mit dem alten Spruch: „Alt fry Rhätia.“ Von dieser Brücke nach Mayensfeld steigt die Straße, denn der ansehnliche Ort liegt auf dem Rande des alten Überschwemmungsgebiets, von Weingärten umgeben, die den sonnigen Rand bedecken. An die alte militärische Bedeutung des Platzes erinnern noch zwei Schlösser, am Süden Brandis, das größtenteils in Trümmern liegt, aber teilweise noch bewohnt wird — im dunkeln Erdgeschoß des Hauptturms und in dem lauschigen, schattigen Burggärtlein dahinter ist jetzt eine kleine Wirtschaft eingerichtet —, am Nordende das wohlerhaltne Schloß Salenegg, ein stattlicher Renaissancebau. Bei Mayensfeld lag auch die Rheinschanze, die im Dreißigjährigen Kriege eine Rolle spielte, denn Mayensfeld beherrscht ebenso den Rheinübergang wie den Anstieg zum Luziensteig. Was hat es deshalb alles seit fast zwei Jahrtausenden gesehen: die römischen Legionen im Lederpanzer, die eisenklirrenden Ritterheere des Mittelalters, wenn sie mit den sächsischen oder den hohenstaufischen Kaisern nach Italien zogen, deutsche Landsknechte mit ihren langen Spießern und Schweizer mit ihren Hellebarden, österreichische, französische und spanische Söldner, die Heere der großen Revolution und der Ostmächte, Österreicher und Russen sind diese Straße gezogen, von Chur oder nach Chur über die Landquart und Bizers, aber für die Pracht der Landschaft ringsum werden sie kaum ein Auge gehabt haben, denn sie gingen entweder den Schrecknissen der Alpenpässe entgegen, oder sie waren froh, ihnen entronnen zu sein.

Jedenfalls rasteten sie in Chur, dem Ausgangs- und Sammelpunkt aller rätischen Alpenstraßen, auf den zu allen Zeiten die hohen Berghäupter ringsum, vor allem der mächtige, langgestreckte Calanda im Westen, gerade so herabschauten wie heute. Die kleine Stadt von 12000 Einwohnern bedeutet in dem städte-losen Alpenlande Graubünden natürlich viel mehr als eine Stadt derselben Größe in Deutschland; sie enthält elf Prozent seiner Gesamtbevölkerung und ist, wie früher sein geistlicher und wirtschaftlicher Mittelpunkt, so jetzt auch sein geistiges und politisches Zentrum. Von der Mischung der graubündner Bevölkerung verrät Chur auf den ersten Blick so wenig wie von seinem hohen

Alter: alle Straßenschilder und Firmen sind ausschließlich deutsch, und ein ganz moderner Kranz von Villenstraßen umschließt den kleinen alten Kern der Stadt; auch die Stadtmauern sind längst gefallen und durch breite Promenaden ersetzt worden, und im Innern verraten fast nur die engen, winkligen Gassen zwischen hohen Häusern den alten Ursprung. Die Gebäude haben, abgesehen von den Kirchen, wenig Altertümliches; auch das Rathaus, das alte Zentrum des Gotteshausbundes, ist nur durch seine hohen Fenster auffällig, und ebenso schlicht präsentiert sich das „graue Haus,“ der Sitz der Zentralregierung, an dem kleinen „Regierungsplatz.“ Doch hier erinnert ein dreieckiger Marmorobelisk an die Vereinigung der drei Bünde in Vazerol 1471, auf dem auch die romanische und die italienische Sprache neben der deutschen zu ihrem Rechte kommt, und in den Promenaden bei dem neuen stattlichen eidgenössischen Postgebäude erhebt sich das ganz moderne, erst am 21. Mai 1903 enthüllte Denkmal des Freiheitshelden Benedikt Fontana, der in der Schlacht an der Calven am 22. Mai 1499 gegen die Österreicher fiel; der romanische Anruf, mit dem er seine Leute anfeuerte, steht auf dem Fußgestell. Bis in die älteste Vergangenheit führt nur der Bischofshof zurück, der sich im Süden der Stadt auf einem vom steilen Mittenberge vorspringenden Schieferfels erhebt. Hier stand einst das römische Kastell, die Curia Raetorum, von dem noch zwei Mauertürme aufrecht geblieben sind, Marsoel (Mars in oculis) und Spinoel (Spina in oculis); der zweite, der Torturm nach der Stadt zu, birgt die behagliche Hofkellerei, die in schön getäfelten Räumen die feurigen Weine Bündens (Complerer, Malanser, Mayensfelder) und des Veltlins (Sassella) schenkt. Zwischen beiden Türmen ziehn sich am Rande des Schieferfelsens die einfachen Häuser der Domherren hin, daran schließt sich an der östlichen Spitze des Dreiecks die bischöfliche Residenz; die südliche Seite des Dreiecks bildet der Dom des heiligen Lucius dicht am Felsrande. Sein ältester Teil, die niedrige, von einem ganz flachen Gewölbe überspannte Krypta unter dem Chor, stammt wahrscheinlich noch aus dem fünften Jahrhundert, also noch aus der letzten römischen Zeit; die Anlage des Doms selbst mit den niedrigen Seitenschiffen, den kleinen Rundbogenfenstern, den Säulen und dem hochliegenden Chor ist romanisch, wie auch das Portal, doch ist die Kirche gotisch überwölbt. Mitten in der Kirche zeigt sich die Öffnung eines 60 Meter tiefen Brunnens, den man noch mit dem römischen Kastell in Verbindung bringt, und unter den zahlreichen Grabsteinen ist wohl der interessanteste der des verwegenen Sürg Zenatsch (Zenatius, gest. 1639), der leider von dem Gestühl halb verdeckt ist. Die beste Einsicht in die Vergangenheit des Stifts gewährt die reiche Schatzkammer mit ihren Kaiserurkunden, die bis auf Karl den Großen zurückgehn, ihren Reliquiarien, Kreuzen, Leuchtern, Meßgewändern, Seidenstickereien u. a. Alt ist auch der seitwärts stehende Turm, aber er trägt eine moderne Kupferhaube. Unmittelbar hinter dem Bischofshofe erheben sich am Abhange des Mittenberges nebeneinander das bischöfliche Seminar und der stattliche Neubau der paritätischen Kantonschule, der zugleich Gymnasium, Realschule, Gewerbeschule und Lehrerseminar umschließt und von ungefähr vierhundert Zöglingen aus dem ganzen Lande besucht wird, deshalb auch mit einem Pensionat verbunden ist. Wieder

am Nordwestfuß des Bischofsberges zeigt sich die protestantische gotische Martinskirche neben dem räätischen Museum mit der ansehnlichen Kantonsbibliothek; so nahe und so friedlich stehn hier Katholizismus und Protestantismus, Kirche und Schule, Kirche und Staat nebeneinander.

Früher war Chur der Ausgangspunkt der Postverbindungen nach dem Engadin wie nach dem Vorder- und dem Hinterrheintale; heute fahren im Posthofe zwar immer noch die Wagenkarawanen vor, die über die Lenzer Heide nach dem Julier und nach Silvaplana gehn, sonst aber hat die räätische Eisenbahn den Postverkehr abgelöst. Sie führt im breiten, waldumsäumten, reich bebauten Tale des jungen Rheins aufwärts; da, wo Vorderrhein und Hinterrhein bei Tamins und Reichenau zusammenströmen, zweigt sich ein westlicher Strang nach Glanz ab, der die Verbindung mit dem Oberalppaß und dem Lukmanier vermittelt, der südliche biegt ein in das milde, gesegnete Domleschg (germanisiert aus Tumulasea, dem Namen eines mittelalterlichen Königshofs), eines der schönsten Täler Graubündens. In sanften Hängen, in Matten und Wäldern und Almen steigt an der Westseite der langgestreckte Heinzenberg auf; im Osten, am rechten Rheinufer, ist die Talsohle breiter, aber der Bergwall höher, und über hellschimmernden, freundlichen Ortschaften erheben sich trotzige, wohlherhaltne Burgen: Räziins auf senkrechttem, schwarzgrauem Schieferfelsen hoch über dem tief unten in breitem Geröllbett strömenden Rhein, Ortenstein auf steiler, bewaldeter Felswand, Rietberg, der alte Sitz der Planta, gegenüber dem Nonnenkloster Räzis am Fuße des Heinzenberges. Romanisch sind hier die Ortsnamen, romanisch ist auch die Bevölkerung, die Landsleute des Sürg Jenatsch, dessen Roman Konrad F. Meyer vielfach im Domleschg spielen läßt, namentlich in Thufis. Dieser ansehnliche, wohlhabige und nach mehreren Bränden fast ganz neu aufgebaute Flecken liegt am Ende des Domleschg auf einem Plateau über der reichen Talebne im Angesicht einer steilen, hohen, bewaldeten Felswand, die das Tal scheinbar abschließt. An dieser hin führt nach links im Bogen abbiegend die Albulabahn, die jetzige Hauptstraße nach dem Ober-Engadin, den Rhein auf kühn gespannter Eisenbrücke überschreitend, um in das Tal der Albula einzutreten, die hier weißschäumend aus der engen Schynschlucht herausbricht. Die Straße nach dem Splügen aber führt auf den Felsenriß zu, aus dem der Hinterrhein hervorströmt. Hoch über ihm liegen links die Trümmer der alten Burg Hohen-Rätien. Wir stehn am Eingang der Via mala, des „bösen Weges.“ Aber durch diese schauerliche Klamm, das „Verlorne Loch,“ ging die antike und die mittelalterliche Straße nicht. Vielmehr zog diese auf dem Abhange des Heinzenberges an Thufis vorüber und dann im Tale der Nolla hinauf und führte über die Berge an den Dörfern Lon, Mathon und Wergenstein vorbei nach dem Schams bei Zillis. Erst im Jahre 1473 beschloffen die Leute von Thufis, Räzis und Mazein den obern Teil der Fya mala von der Talweitung bei Rongellen bis nach dem Schams durchzuberechen; die Straße durch den vordern Teil von Thufis bis Rongellen wurde erst 1822 erbaut. Ein kühler Wind weht uns entgegen, wenn wir in die enge Felsengasse eintreten. Langsam steigt die Straße unter steilen, oft überhängenden Felswänden hin; zur Linken tief unten braust der Rhein, zuweilen nur hörbar,

nicht sichtbar, senkrecht steigen auch auf der andern Seite die grauen, vielgefurchten Felsen empor, doch an jedem Vorsprung haften die hohen Tannen. Endlich tut sich hinter einer kurzen Galerie eine Talweitung auf; wo die Straße umbiegt, schießt der Rhein, in weiße Kasladen aufgelöst, in senkrechter schwindelnder Tiefe dahin, so tief, daß ein großer Stein, den ein friedlicher Wegeleger hier hinabzuwerfen pflegt, mehrere Sekunden braucht, bis er unten aufschlägt. Hinter der Talweitung bei Rongellen, wo mehrere kleine Wirtschaftshäuser den Wandern Kist und Obdach anbieten, beginnt der zweite, ältere, wildere Teil der Via mala. Noch enger als vorher rücken die Talwände zusammen, der Rhein verschwindet fast gänzlich in der schmalen Felsenspalte, in Turmhöhe schwingt sich die erste Brücke auf das rechte Ufer hinüber, fünf Minuten später die zweite auf das linke Ufer zurück; sie sind beide erst 1738/39 in Stein ausgeführt worden, damals Wunderwerke der Baukunst. Tief unten zwischen senkrechten oder überhängenden Wänden stürzt der Rhein als schmaler, kaum sichtbarer Bach über die Felsblöcke herab, noch höher steigen die verwitterten Mauern über der Straße auf, und nur durch einen engen Spalt schaut von oben der tiefblaue Himmel herein. Dann weichen die Wände zurück, eine dritte Brücke führt über den im flachen Bett breiter fließenden Bergstrom, und das Tal erweitert sich allmählich zu einem Kessel, dessen Ränder im Osten steil, auf der Westseite in grünen Terrassen emporsteigen.

Wir sind in Schams, auf der zweiten Talstufe (etwa 900 Meter). Da liegt Zillis (romanisch Cirau) dicht unter den hohen, bewaldeten Bergen des Ostrandes. In dem bescheidenen, aber saubern Gasthause zur alten Post gab es ein gutes Unterkommen, während dunkelgraue Gewitterwolken das Tal früh in Schatten hüllten. In der Nacht zog das Wetter grollend mit staublöschendem, erfrischendem Regen vorüber, am nächsten Morgen aber strahlte ein reiner blauer Himmel über dem weiten grünen Hochtal. Noch lag Zillis im Schatten der hohen östlichen Bergwand, aber die Terrassen der Westseite, die Abhänge des mächtigen Piz Beverin, dessen Schneegipfel sie dem Blicke verdecken, strahlten schon im goldnen Sonnenlicht, und in der reinen erfrischten Gebirgsluft hoben sich die kleinen weißen Dörfer da droben mit ihren Kirchtürmen in jeder Einzelheit scharf von dem grünen Hintergrunde ab. Ein merkwürdiges und interessantes Natur- und Kulturbild! Zillis ist der Typus eines graubündischen Dorfes. Die mehrstöckigen, breiten, mit dem Giebel der Straße zugekehrten Steinhäuser sind mit flachem Dache aus großen, bemoosten Steinplatten gedeckt, aus den starken, weißgetünchten Mauern sehen die kleinen, fast quadratischen, unten vergitterten Fenster heraus, die bessern Zimmer sind an Wänden und Decke mit astreichem, gelblichem, allmählich dunkelndem Arvenholz getäfelte, wohnlich und warm und im Sommer kühl; neben dem Hause stehn die hölzernen Ställe und Schuppen. So wirkt hier schon der italienische Steinhau herüber, und auch sonst zeigt sich die Nähe Italiens. Der Wirt war ein Italiener, und auch die Frau sprach italienisch, beide aber auch deutsch neben ihrer romanischen Muttersprache. Hier in diesem scheinbar so weltfernen Tale ist eben der Verkehr uralte. Der alte Weg ging allerdings nicht auf der Talsohle, sondern auf der höchsten Terrasse des Ostrandes in 2000 Meter See-

höhe, also noch über der Baumgrenze und weiter, die Talschlucht des Rheins auch hier umgehend, über die Berge direkt nach Sufers auf der dritten Talstufe. Aber die älteste Kirche des Schams ist die von Zillis, deren schwerer Turm noch die romanischen Formen aufweist; das Schiff enthält noch Deckengemälde aus dem zwölften Jahrhundert. Auch an der freiheitlichen Bewegung gegen die Grundherrschaften haben die Schamser, bis 1337 Untertanen der Herren von Baz, seitdem der Grafen von Werdenberg-Sargans, ihren Anteil gehabt, und die Erinnerung daran ist noch heute lebendig. Unsrer Wirtin erzählte uns die Geschichte von dem werdenbergischen Vogt auf der Burg Jardün (um 1450), der, um Mittag in das Haus eines ihm verhassten Bauern Jan Caldar tretend, in den eben aufgetragenen heißen Brei spuckt, worauf der ergrimnte Hausherr ihm den Kopf in den Brei stößt, bis der Vogt erstickt, mit den Worten: *Maglia tez la buglia ea ti has cungieu* (italienisch: *Mangia stesso la potiglia, che ti hai condito* — Ich selbst den Brei, den du dir gewürzt hast).

Die moderne Straße führt im breiten Tale auf einer Terrasse des Ostvandes, unter der der Hinterrhein durch grüne Matten zieht, in einer Stunde nach Audeer, einem stattlichen Orte schon ganz italienischer Art mit dicht aneinander gedrängten hohen Steinhäusern an engen, gepflasterten Gassen und einem besuchten Bade, das sein eisenhaltiges Wasser von dem benachbarten Bignieu erhält. Hier scheint wieder, wie bei Thufis, ein steiler, bewaldeter Abhang das Tal zu schließen. An ihm windet sich die Straße durch schattigen Nadelwald empor dem Rheine zu, der in engem Felsenriß den Gebirgsriegel durchbricht, und bleibt ihm dann in der langen waldigen Rofnaschlucht hoch oben zur Seite; senkrechte, graue, fast kahle Wände starren gegenüber empor. Nach kaum einer Stunde braust von links her der Averser Rhein in schäumenden Raskaden aus dem Ferreratale heraus, durch das ein Saumpfad nach dem Septimerpaß und ins Bergell hinüberführt; tief unten ergießt er sich in den Hauptfluß. Noch eine scharfe Biegung nach links, und in einer kleinen Erweiterung des Tales, in tiefster Einsamkeit, zeigt sich das Gasthaus zur Rofnaschlucht. Allmählich werden die Bergwände niedriger, das Tal breiter, der Weg ebner. Bald nach der Stelle, wo rechts die Widerlager einer alten schmalen zerstörten Rheinbrücke den Punkt bezeichnen, wo eine alte Straße von den Bergen herüberkam, bildet ein natürliches Felsentor das Ende des Tales, und in prachtvoller Waldeinsamkeit liegt rechts der stattliche Gasthof zum Hinterrhein, an einer Brücke, die nach Sufers hinüberführt. Von Sufers geht der alte, vielleicht noch römische Saumpfad nach Splügen auf der höhern Talstufe hin in einer Breite von nur 1,5 Meter und wird noch als Holzabfuhrweg benutzt. Noch ein Anstieg im schattigen Walde, und es öffnet sich in grünen Matten die dritte und höchste Talstufe (etwa 1400 Meter), das Rheinwaldtal, von mächtigen Gipfeln überragt und im Westen von den Gletschern des Rheinwaldhorns abgeschlossen. Hier stehen wir wieder auf deutschem Boden, einer Enklave, die zwischen Italienern und Romanen im dreizehnten Jahrhundert von deutschen Wallisern besiedelt worden ist. Denn es bildet den Zugang zum Bernhardin und zum Splügen.

Bei dem Dorfe Splügen (1450 Meter) scheiden sich die Straßen nach diesen beiden Pässen. Ein echtes bündner Dorf baut es sich an einem Ausläufer des zackigen kahlen Kalkberges und zu beiden Seiten eines in tiefer Schlucht hervorstürzenden Baches über den breiten Wiesen des hier zahmen Rheins terrassenförmig auf, in hohen finstern Steinhäusern und engen Gassen um die ansehnliche protestantische Kirche zusammengedrängt, wenig unterschieden von einem italienischen Gebirgsdorfe, wie denn auch am Sonntag Nachmittag die braunen Männer gruppenweise schwärmend auf der Gasse zusammenstanden, gerade wie Italiener auf ihrer Piazza. Manches verzierte Türgewände, vor allem die beiden großen Gasthöfe an der durchlaufenden breiten Hauptstraße (Hotel Splügen und Bodenhaus) mit weiten Stallungen und Nebengebäuden zeugen noch von dem ehemaligen starken Waren- und Reiseverkehr, den im Mittelalter ein fester Turm auf einem Hügel im Osten des Dorfes bewachte. Wahrscheinlich entspricht Splügen der altrömischen Station Lapidaria, 32 Milien, d. i. 48 Kilometer von Chur. Im Mittelalter diente die altrömische Splügenstraße lange Zeit nur dem nachbarlichen Verkehr, der bald nach 1200 erkennbar ist; Kaufleute benützten sie, wie es scheint, erst im vierzehnten Jahrhundert, weil sie zwar keine Transporteinrichtungen hatte, aber dafür zollfrei war. Allmählich trugen nun aber auch hier die anliegenden Grundherren (die Grafen von Werdenberg-Sargans) und Gemeinden mehr Sorge für den wachsenden Verkehr. Im Mailändischen erhielten die Rheinwälder 1442 Zollfreiheit, und 1443 gab Graf Heinrich von Werdenberg dem Dorfe Splügen das Marktrecht. Umsonst suchten nun die Transportgesellschaften (Porten) an der Septimerstraße diesen konkurrierenden Verkehr zu unterbinden, das trieb nur 1473 zur Öffnung der Via mala und zur Gründung einer Portengesellschaft von fünfzig Roden (Anteilen), von denen Thufis 28, Mazein 14, Ragis 8 erhielt; ein Teiler (partitor ballarum), der alljährlich zu St. Georgen (23. April) neu gewählt wurde, besorgte die Zuteilung der Frachten an die Teilhaber, die für die Waren hafteten. Neben den Saumtieren wurden auch schon Ochsenwagen verwandt, wie am St. Gotthard. Indem das Bistum Chur 1456 die Werdenbergischen Güter im Schams, 1475 auch die im Domleschg an sich brachte, beherrschte es einen guten Teil der Splügenstraße; das Rheinwald aber kam 1493 an die Sachs-Misox, 1497 an die Mailändischen Trivulzio, es griffen also Herrengeschlechter vom Süden der Alpen über die Pässe hinüber, und auch auf den übrigen Strecken der Splügenstraße, im Schams, im Rheinwald, auf der italienischen Seite im Val San Giacomo, bildeten sich nun Porten, und hier wurde 1643 die Straße besser gelegt. Seitdem stieg der Verkehr rasch. Um 1600 übernachteten in Splügen zuweilen drei- bis vierhundert Maultiere, und eine große Rolle spielte der Paß während des Dreißigjährigen Krieges. Im ganzen war aber der Zustand der Straßen, deren Unterhalt den Gemeinden und den Porten überlassen blieb, auch im achtzehnten Jahrhundert schlecht, der Verkehr durch Warenzölle, Brückengelder (von Chur bis zur Paßhöhe des Splügen an neun Stationen) verteuert. Erst im neunzehnten Jahrhundert, als der Kanton und die Eidgenossenschaft regelnd eingriffen, besserten sich die Verhältnisse. Mit Erbauung der modernen Kunststraße, die nach dem Vertrage

vom 1. August 1818 auf Kosten Österreichs und der Schweiz von italienischen Ingenieuren erbaut und zugleich mit der Bernhardinstrasse 1823 eröffnet wurde, erstieg deshalb dieser Verkehr seine höchste Stufe; gingen doch im Jahre 1856 zum Beispiel 271 000 Zentner Waren über den Splügen, und noch 1876 gegen 30 000 Reisende. Die Post war 1813 bis 1849 kantonale, seit 1849 ist sie eidgenössisch. Diesen modernen Verkehrseinrichtungen wichen seit den vierziger Jahren die Posten, durch Bundesbeschluß vom 23. Juli 1861 wurden sie gänzlich aufgehoben. Aber mit der Eröffnung der Brennerbahn 1867 verlor der Splügen den größten Teil seines Frachtverkehrs, und die Gotthardbahn (1882) versetzte auch dem Personenverkehr großen Stils den Todesstoß. Das Dorf Splügen selbst ist heute offenbar nur noch der Schatten seiner alten Bedeutung und findet nur als Sommerfrische, die auch von Italienern besucht wird, einen schwachen Ersatz.

(Schluß folgt)



## Literarisches



in Bändchen Gedichte — beinahe zweihundert Seiten —, das nach einem halben Jahre in zweiter Auflage erschienen ist — was wird es enthalten? Krampfige Lüsterheit, Übermenschentum jenseits von Gut und Böse, Symbolistengefasel, formloses Herumtaumeln in willkürlich abgeteilten Zeilen, die sich ebenso gut als gewöhnliche Prosa drucken ließen, mit tiefsinniger Verschmähung des Reims, weil er sich angeblich ausgeleiert hat und für die neue Kunst (impulsiv, impressionistisch, naturalistisch wahr, pleinair usw.) nicht ausreicht? Es gibt ja auf dem logischen, dem moralischen, dem ästhetischen Gebiet Analogien dessen, was man auf dem physikalisch-physiologischen potenzierte Affenkapriolen nennen kann. Wer etwa als Leser und „moderner Mensch“ hier so prickelnde Genüsse erwartet, fände sich enttäuscht. Solche Kunststücke hat offenbar Rudolf Prescher in seinen Gedichten durchaus nicht angestrebt (Stuttgart und Berlin, Cotta Nachfolger). Auch das will der Titel *Media in vita* nicht indirekt sagen, was Euripides einmal fragen läßt: Wer weiß denn, ob nicht leben sterben ist, und sterben leben . . .? sondern dieser Titel erhält die bekannte Fortsetzung in *morte sumus* in dem Sinne, daß der Tod uns nahe ist durch die Zukunft, nahe durch die Erinnerung an Geschiedne. Dadurch gewinnt das Ganze nicht nur den Charakter der in diesem mittelalterlichen Spruch enthaltenen Gefühle und Erfahrungen, sondern nach seiner Verteilung können wir wohl erwarten, auch aus dem Leben selbst etwas zu finden.

In der Tat kommt die „Zeit“ in diesen flüssigen Versen nicht zu kurz (S. 29, 38, 167 f.); Bismarck, Goethe und Böcklin zum Beispiel werden gepriesen: der erste mit Bezug auf das Frankfurter Denkmal, der zweite aus Anlaß des hundertfünzigsten, der dritte aus Anlaß des siebenzigsten Geburtstags. Wesentlich jedoch spricht der Dichter sich selbst aus, nach der Hegelschen